

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 290.

Sonntag, 12. Dezember.

1915.

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

(88. Fortsetzung.)

Roman von Ebela Riß.

„Entschuldige mich, Herbert“, sagte dann Wulffen, „auf Wiedersehen in München!“

Herbert erwiderte nichts darauf, er brückte dem Freunde nur die Hand. Und während Wulffen, von den Damen begleitet, mit dem alten Schren zur Gartentür ging, eilte er zur Veranda hinauf, um den Brief bei der Lampe zu lesen.

„Du bringst wohl Mutterchen nach Hause, Herbert“, rief der Vater zurück.

Eine Weile gab es keine Antwort von der Veranda her. Dann mit ganz heiserer Stimme: „Ja wohl, Mutterchen, ich bringe dich nach Haus!“

Herbert hatte den Brief schnell zum Fidibus gedreht, ihn an der Lampe entzündet und die Lampe dann hastig ausgeblasen, als könne er das grelle Licht im Augenblick nicht ertragen.

Auf dem Papier, das die blau aufzüngelnde Flamme gierig verzehrte, stand nur eine einzige Zeile ohne Unterschrift: „Benutzen Sie die Nacht zur Flucht!“

Als Dina mit der Doktorin zur Veranda zurückkam, ging Herbert ihnen entgegen, die paar Stufen hinunter. Er hielt sich dabei an dem zierlichen Geländer, als träte er unsicher.

„War die Lampe schon ausgebrannt?“ fragte Dina erstaunt.

„Nein, ich habe sie ausgeblasen — wir benutzen sie doch nicht mehr.“

Dina hätte um alles in der Welt nicht nach dem Brief fragen können. Sie war das Ausfragen nicht gewöhnt, und es stieg mit Herbert so ein Etwas die Treppe herunter, was ihr riet, seine Stimmung nicht aufzureizen.

Aber Mutterchen konnte nicht an sich halten.

„Es war wohl 'ne Wettelei?“ fragte sie.

„Ach nein — des Hauses wegen! Eichenberg möchte morgen vor der Sprechstunde noch herankommen, er reist mit dem Bahnstrasse ins Bad.“

„Welcher von den Brüdern ist's denn eigentlich?“

„Siegfried ist es, Mutterchen, der Junggehele.“

„Was braucht denn der so'n großes Haus?“

„Er will vielleicht heiraten, Mutterchen — es geht jedem mal die Vernunft aus!“

„Kauft er es denn sicher?“

„Es ist so gut wie perfekt — er will doch dann wohl morgen abziehen.“

„Dann kannst du wirklich von Glück sagen — es kommt in gute Hände und in sichere.“

„Sind es die Getreidehändler, mit denen Papa in Geschäftsverbindung steht?“ fragte Dina, nur um nicht ganz stumm dabei zu stehen.

„Ja, die alte Firma“, sagte Herbert, und machte ein paar Schritte in den Garten hinein, um an einer Hochstammrose einen Zweig aufzurichten, der, mondbeschieden, tief herunterhanging und im fleischlichen Hochstehender weißer Blüten Bewirrung anrichtete.

„Komm mir, Herbert, ich will gleich fort, will mich

zeitig niederlegen, morgen heißt's früh aus den Federn.“

„Na, na — bis Mittag ist ja 'ne lange Zeit.“

„Wenn man reisen will nicht — da gibt's immer noch so viel zu tun, wenn man denkt, man ist längst fertig — so geht's doch jedem.“

„Ich reise immer ohne Vorbereitung — auf die weitesten Wege.“

„Das ist eine von deinen Unmanneren, mein Junge, damit brauchst du dich nicht zu brüsten. Sol' mir meine Sachen heraus — vergiß nicht den Pompadour!“

Auf dem Heimweg sprachen sie von den Kindern, und Mutterchen scherzte: wie Dina es gut habe, die Kleinen wären so artig, so leicht zu erziehen, keins von beiden sei ein echter Schren, wie sie so dereinst mit dem einen Vollblut-Schren ihre tüchtige Not gehabt hätte.

Vor ihrer Tür meinte sie dann aber doch: „Dafür ist aber auch was Extras aus ihm geworden, da braucht's seiner alten Mutter nicht leid zu tun um die Mühe!“

Herbert nahm sie in die Arme und küßte sie wieder und wieder über das ganze liebe, hübsche, helle Gesicht und drückte sie immer wieder an sich, als könnte er sie gar nicht loslassen: „Adieu, Mutterchen, vergiß deinen Extrajungen nicht!“

„Was, in den vier Tagen? Ich denke, da brauchen wir nicht so herzbrechend Abschied nehmen.“ Frau Schren lachte. „Das kann ich überhaupt nicht sehr leiden, das Abschiednehmen! Das Kommen, wenn's was Liebes gilt, das ist ein Fest! Aber das Gehen muß man nicht besonders auszeichnen, da wird's noch weher! So geh' doch, Herbert, was hast du denn?“

„Ich meine nur, Mutterchen, wenn's zwischen uns mal zum Abschied kommt, dann brauchen wir zwei nicht miteinander zu reden, wir wissen, wie wir miteinander dran waren — daß ich dir mit drei Leben nicht genug danken könnte für alle deine Liebe, für dein goldiges Herz, das mit mir gegangen ist, so lange es durstet!“

„Was du nur red'st, lieber Junge! Ja, wir wissen, wie wir miteinander dran sind, aber ich habe nicht die geringste Lust, mich sobald allseitig zu verabschieden.“

„Wer von uns beiden der erste ist — wer kann es wissen! Heute trifft's einen Alten, morgen einen Jungen! Der Galn muß gefest werden, wenn er reif ist!“

„Das steht in Gottes Hand, mein guter Junge, damit wollen wir nicht spielen.“

„Aber daran denken, wenn wir reif sind! Dann wirst du mein letzter und liebster Gedanke sein, Mutterchen, wie ich mir wünsche, daß du zu mir herüberwindest, wenn du...“

„Deine Newben sind aber fürchterlich herunter gekommen, es ist höchste Zeit, daß du deine Koffer packst.“

„Das kann schon sein!“

„Und dort sollst du nichts arbeiten — du brauchst die Erholung nötiger wie wir alle — was ist alles auf dich eingestürmt!“

„Ja, es war un menschlich, ich habe Ruhe nötig, weiß

Gott! Gute Nacht, Mutterchen, denk' immer an mich, und denke immer, daß ich dich nur immer hätte froh und glücklich machen wollen — wenn ich nur gekonnt hätte! Gute Nacht, Mutterchen, grüß' auch den Vater — gute Nacht, Mutterchen — Mutterchen . . .“

Noch ein heftiges Umarmen, noch ein langes Küssen wie in heißem Schmerz, dann ging Herbert endlich. Er drehte sich noch ein paarmal um und schwenkte den Hut, und die Doktorin stand noch eine Weile in der offenen Thür und sah ihm nach, so weit ihre Augen ins Dunkel reichten. Sie wuschte sich dabei mit dem Tuch über die Wangen, sie wußte nicht recht, waren sie naß von ihren oder seinen Tränen.

Ihrem Manne sagte sie nachher, daß er es Herbert streng untersagen müsse, die Nase auch nur in ein einziges Altentstück zu stecken, er sei aufgerieben bis zum Zusammenbrechen.

Der Alte lachte: „Das hat gute Wege, der hat unser beider Konstitution zusammengenommen, und das will etwas heißen! Arbeiten muß er jetzt mehr denn je, die Nahrung der Höhe müssen festgehalten werden — und er ist jetzt auf der Höhe, er ist oben — ich gratuliere dir zu deinem Jungen, er macht mir jetzt selber Freude! Nur die Finanzen, die Finanzen! Ich möchte seine Sorgen nicht haben, ich könnte mich nicht durchrappeln!“

„Aber du kannst ihm helfen und du wirst es tun — wir müssen jetzt alle Vorspann werden, die Karre muß den Berg rauf!“

„Mit meinen schwachen Finanzen, Mami? Machtst du dir Begriffe . . .“

„Wir helfen ihm, wenn wir auf den Orgel-Anger hinausziehen — der Anger muß angesiedelt sein und lebendig werden. Dann ist er aus allen Nöten! Ich habe mir schon eine so schöne Villa ausgesucht, wie für uns geschaffen. Wenn Lauter das für ihn tut, können wir es doch gewiß tun. Mutterchen, sei mal gennützlich und denk', daß er dein Fleisch und Blut ist, an dem du noch so viel gut zu machen hast.“

„So . . .? Na, das wollen wir uns mal alle zusammen unterwegs ordentlich überlegen und überreden. Jetzt schlafe gefälligst, morgen wird's ein anstrengender Tag für dich!“

„Gute Nacht! Du höre, vielleicht gewöhnst du dir auch noch mal wieder die weißen Pulver ab. — Wenn ich das erlobe . . .!“

„Schlafe!“

„Nu ja, aber . . .“

Die alte Doktorin beugte sich über ihren Gatten und küßte ihn in aller Herzlichkeit auf den Mund — er tat, als ob er schon fest schlief.

Und Frau Malwine legte sich lächelnd auf ihre rechte Seite und schlief mit dem Gedanken ein: „Jetzt ist mein Herbert aus allem gerettet, jetzt fängt erst ein ganz ungetrübt schönes Leben an!“

Herbert ging langsam heimwärts. In den Wimpern hingen ihm ein paar Tropfen, die der leise, laue Wind, der blutendustig über den Wall strich, aufzog.

Er ging, den Hut in der Hand, und dachte nichts weiter als: Wie wohl Mutterchen es überstehen sollte, wenn er wie der Fuchs im Fangeisen sah! Wenn der Brief wirklich eine Warnung und nicht nur einen schlechten Scherz bedeutete!

Fliehen! Wie weit würde er wohl kommen! Und dann, wenn sie ihn einfingen — würde das die Blamage nicht nur noch vergrößern?!

Er konnte das doch nicht recht ausdenken! Weil er sich eine ihm zu Gebote stehende Selbsthilfe erlaubt, in der Vollkraft seines Könnens und der felsenfesten Sicherheit, alles im Handumdrehen wieder glatt zu machen und seine Seele auch nur um das Behniten eines Pfennigs zu bringen? Würden denn nicht seine und Dinns alte ehrenfeste Familie dafür, daß kein Deut sich in unrechte Taschen verlor.

Nur die teuflischste Niedertracht, persönlichste Tod-

feindschaft konnte ihm so mitspielen, daß sie den Moment nickte, der zwischen Leerung und Wiederfüllung seines Tresors lag. Zwei der verpfändeten fremden Hypotheken würde er noch vor der Reise einlösen mit dem geliehenen Kapital des Großbauern und der Anzahlung Eichenbergs für das Haus. Es blieben dann immer noch mehr als Dreihunderttausend ungedeckt, aber es schien ihm jetzt eine solche Bagatelle, daß er sich für die nächste Zukunft kaum eine Stunde Sorge darum gemacht hätte, wenn nicht der Gedanke an das unheimliche Trio Lützen, Fährden und Triimpe ihn zeitweise beunruhigt hätte.

Ach, lächerlich! Er war sehr abgearbeitet und herunter — Mutterchen hatte ganz recht. Und wenn er auch nicht die Arbeit einstellen durfte, so wollte er doch mit Energie mit seinen Angststimmungen aufräumen und nur darüber lachen, wie jeder vernünftige Mensch das an seiner Stelle täte. Himmel, er war doch nicht so erst-aver!

Als er den zweiten Ballhügel hinabschritt, blieb er stehen und horchte. Aus dem kleinen Garten des Königshof scholl fideler Gesang herüber. Die sich zur Abreise rüstenden Korpsbrüder genossen da im Kreise ihrer älteren Herren einen guten Samstagskultropfen. Er war ja auch dazu geladen, er hatte es wirklich vergessen. Sollte er noch einen Augenblick herangehen, mitpfeifen? In Arbeitsstimmung war er nicht, und zum Schlafen war es noch zu früh und zu heiß. Er bog stadteinwärts, aber als er sich dem zweiten Dattenzaun näherte, schlich er leise daran vorbei. Sein Herz konnte gerade jetzt da doch nicht mitlachen mit der sorglos singenden und trinkenden Jugend.

Er fühlte zum erstenmal an sich selbst, wie ernst er geworden war, seit er da drinnen in überfüllender Daseinssonne mitgetan, als Tollster unter Tollen! Ja — er hat seitdem ein volles, reiches Leben gelebt! Wirklich gelebt an Arbeit und Freuden — so wertvoll nach innen und außen, daß er selbst mal auf seinen Leichenstein das stolze Wort: Vixit! setzen konnte, das Bedel ihm immer für sein geweihtes Denkmal als Wohltäter von Hinf-Hügeln zu setzen wünschte.

Vixit! Er hat gelebt! Er hat gelebt! Die Götter mochten wissen, wie bald man ihm das nachrufen konnte — diesen besten Nachruf!

Als Herbert den Eingang passierte, setzten sie drinnen mit kräftigen Kehlen im Chorus ein:

„Immer lustig lebt der Lauter,
Treu ist sein Gemüt und lauter,
Tausend Hirngespinnste baut er,
Und sich selber nicht vertraut er,
Alles, was er hat, verhaunt er,
Leider aber schon ergraut er,
Immer mehr und mehr verkauft er!“

Der Gesang begleitete ihn bis vor sein Haus — er hatte lächelnd mitgesungen in wehmütigen Erinnerungen an das feucht-fröhliche Glück vergangener Zeiten.

(Schluß folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Nimmer die Menge
Doffe zu heben,
Nirgend die Sirenge
Wird dir vergeben.
Nur das Persönliche
Ist's, was gefällt,
Und das Gewöhnliche
Meistert die Welt.

Greif.

Gemüseborse.

Man schreibt uns aus Wien: Das ist eine unbeschreibliche und jetzt — im Krieg — doppelt bedeutsame Sehenstättigkeit, fest der Stadt. Eintritt frei, da sie unter freiem Himmel, in der recht frischen, den Schlaf verdrängenden Luft der Dezembernacht zu schauen ist. Der Versteigerungspreis ist das Opfer einer Nachtruhe. Wenn die ganze über die Zweimillionenstadt in tiefsten Schlummer versunken, der einsam hallende Schritt

des letzten Vergnügungsschwärmers verflungen ist: dann hebt hier — um 2 Uhr morgens — der neue Tag mit seiner Arbeit, seinem Handel, Feilschen, Kaufen und Verkaufen laut und lärmend an. Es wird lebendig im innersten Innern der Stadt 100 oder 200 Schritt von St. Stefan entfernt, auf dem großen, weiten Platz, der, weil — nach dem Wortlaut einer Marmortafel — vor soundsovielen Jahrhunderten „an dieser Stelle die alte Burg der Markgrafen und Herzoge aus dem Hause der Babenbergs“ stand, heute noch „Am Hof“ heißt. Die Burg ist längst, längst verbröckelt wie die Gedeibe der Babenberger. An ihrer Statt erheben sich heute, links und rechts am Plazeingang, die Riesenplätze zweier Banken, der Kreditanstalt und der Escomptegesellschaft. Aber der Markt blieb die Gemüsebörse von Wien, und es wird da im Zwielicht einer elektrisch durchleuchteten Stadt nicht minder erbittert um seinen „Schuß“ Krauthäuptel oder um einen „Nagel“ Karfiol (Wurmkohl) gestritten, gehandelt, gefeilscht, als sonst (in Friedenszeiten) an der wirklichen Börse um einen Schuß Aktien der beiden Banken, die die Gemüsebörse flankieren.

Rings um Wien, in Floridsdorf, in Simmering, an den Gängen des Bisamberges und auf dem Marchfeld und weit bis Pöhrburg ins Ungarische hinein liegen zwar nicht die Gefilde der Seligen, aber die Felder der Spinat-, Kohlrüben-, Kraut- und Spargelbeete. Ein nahrhafter Ring schließt sich um die Stadt, und hier und dort, an vielen, vielen Stellen, strecken lange, ledere, grüne Jungen in das Steinmeer der Häuser. In der Nacht aber — im Winter wie im Sommer, im Frühling wie im Herbst — beginnt ein großes, unaufhaltsames Wandern all dieser vegetarischen Dinge ins Zentrum der Stadt. Die Gärtner und Kleinbauern bringen ihre Schätze heran, kleine Bauerngefährte, hochgehäuft mit Krautkugeln, Äpfeln, Kartoffeln, Butter, Honig, fahren durch die schlafenden Straßen, manche haben ein Pferd vorgespannt, und sie mögen dann auf dem Rutschboden ruhig hindösen, auch ein Pferd findet seinen Weg, wenn es ihn Jahr um Jahr 865mal dahintrabst, viele aber ziehen ihr Handwägelchen selber, Männer, Frauen, halbwildige Jungen, seltsam bis an die Lippen vernummt, in Tücher, Westen, gestrickte Jacken gehüllt, die Frauen von ganz absonderlichem Leibumfang: man sagt, so eine Wiener „Fräulein“ ziehe ihr Leben lang ihre Unterkleider nicht aus, sondern, damit es warm halte, immer den neuen Rock über den alten. So sehr ich auch für exakte Berichterstattung bin, dieses Detail konnte ich nicht auf seine Wichtigkeit nachprüfen. Mit diesen Gemüsehändlerinnen ist nämlich nicht gut Kirichen essen.

Indessen sind — vom Markttamt — die ganze Bognergasse entlang und „Am Hof“ selbst, die sehr primitiven Stände ausgerichtet worden: im Gänsemarsch, ein weißgekleideter Stuhl hinter dem anderen, in kurzen Abständen, die dann mit den Äpfeln von Gemüsen, Kartoffeln, Äpfeln, Birnen und sonstigem Vegetarischen ausgefüllt werden. In den Seitengassen sind ganze Wagenburgen von Karren, Lastfuhrwerken, Handwägelchen aufgefahren. Meine „Frankfurter Wurst“-Kanonen fahren herum, von Stand zu Stand, übernachtliche Händler aller Art mit allem möglichen Tand — Pfeifen, Messern, Spitzen, Kleiderstoffen — tauchen auf: ein Schwarm von Industrieproduktverkäufern summt um die Verkäufer der Naturalien. Und jetzt kommen auch schon die Käufer herbei, mit kleinen Wagen, Körben, Butten: die Greisler, Gemüsehändler, Hölzerweiber von ganz Wien, die hier in der Nacht den nächsten Gemüsetagesbedarf aller Bezirke, Straßen, Gassen und Gäßchen einhandeln. Zum Verstehen voll sind die vier, fünf kleinen Marktkaffees, die hier in uralten, einstöckigen Knebelhäusern liegen.

Und keine Preise! Die Bauern haben's gut! Von 2 bis 6 Uhr morgens wird hier noch ein Glas Kaffee um 16 und 20 Heller geschenkt (wirklich geschenkt!). Aber den Platz hallt aber ohrenzerreißend ein Geschrei von Stimmen, Rufen, Schimpfen, Anrufen, Abblehnen, Schläuberbrüllen — und Überbieten. Doch lange noch vor dem ersten Hahnenschrei (das rustikale Gleichnis liegt hier nahe!) ist der Spul vorbei. Die Bauernwagen fahren leer in die Bauernhöfe, die Händlerkarren hochgepadt nach Hause, und zu den Gemüseständen in Wien. Es hat sich entschieden, ob die Köchin am nächsten Tag ihrer „Gnädigen“ sagen wird: „Spinat hob' i kein g'nommen, er is wieder um 10 Heller teurer als wie gestern.“

H. W.

Aus der Kriegszeit.

In Rom zur Kriegszeit. Die folgende Schilderung aus Rom sendet der Berichterstatter des „Journal des Débats“ seinem Blatte: „In Rom fällt vor allem die Abwesenheit der Fremden auf. Die Zahl der Besucher, die im Frieden die „ewige Stadt“ bevölkerten, ist verschwunden. Einige der vornehmsten und teuersten Hotels leiden unter dem schlechten Geschäftsgang. In den Straßen sieht man überall viel Militär, Offiziere und Soldaten; alle tragen die neue Felduniform, ein bläulich-grünes Grau. Im Kaffee Aragon herrscht auch in dieser Zeit lebhaftes Treiben, ganz besonders zu den Stunden, in denen die neuen Ausgaben der Zeitungen erscheinen. Hier begegnet man auch vielen Bekannten, die im Frieden hier Stammgäste waren. Auch jetzt, da sie die Reserveoffiziersuniform tragen, sind sie dem Kaffee Aragon treu geblieben. Sie legen ihre rasselnde Säbel neben sich auf die Bänke. Die Säbelscheiden sind schwarz gefärbt, um im Felde möglichst unsichtbar zu sein. Ja, sie sind so unsichtbar, daß sie manchmal vergessen und im Kaffeehaus liegen gelassen werden. Die Schaufenster der Straßenläden sind in den Farben von Saboya ausgeschmückt. Auch die kleinen Karren der Straßenhändler tragen die italienische Flagge. In den Schaufenstern der Photographie- und Papirläden nehmen die Ansichten aus den zu befreienden Gebieten den größten Raum ein. Man sieht Landschaften aus den Dolomiten, Bilder aus Trient, Triest, Pola, aus allen Gebieten, die Italien zu erobern hofft. Auch viele Bilder der „heroischen serbischen Armee“ sowie Photographien des jetzigen Oberbefehlshabers, der als „Cadorna des Serbenvolkes“ bezeichnet wird. Die Hauptstraßen, die mit elektrischen Bogenlampen versehen sind, zeigen die gewöhnliche Beleuchtung, die Lampen sind unverhüllt, da im Falle der Gefah eines Luftangriffes der elektrische Strom von der Zentrale aus für alle Straßen abgeschnitten werden soll. Die Glas-scheiben der Laternen in den Nebenstraßen, die nur durch Gas beleuchtet werden, sind dunkelblau angestrichen. Die Marmorplatte vor dem Viktor-Emanuel-Denkmal ist immer voller Blumen, da hier Sträuße und Kränze für die Gefallenen niedergelegt werden.“

König Nikita's Gesetzbuch. Die Unterthanen König Nikita's sind ein recht eigenwilliges Volk, das in allen Lebensverhältnissen mehr auf seine eigene Kraft als auf all das „Gesetz“ vertraut, womit andere Völker ihre „Papiergesetze“ (so nennen die Montenegriner die Gesetzbücher) zu füllen pflegen. Jeder rechtschaffene Montenegriner verabscheut und verhöhnt dieses „Gesetz“ von ganzem Herzen. König Nikita aber, der durch abendländische Anschauungen augenscheinlich bedenklich beeinflusst ist, ließ zum Entsetzen seiner Unterthanen ein Gesetzbuch verfassen, das zum mindesten ihren größten Erzessen einen Damm entgegenzusetzen sollte. Ein Studium dieses Gesetzbuches, aus dem das „Svenska Dagbladet“ einige bezeichnende Proben mitteilt, gewährt einen interessanten Einblick in die Kulturzustände dieses Landes. § 28 lautet z. B.: „Es ist im Friedenszeiten nicht zulässig, daß eine ganze Bande plündernd über die türkische Grenze dringe. Jedes Verbrechen, das ein Montenegriner im fremden Lande begeht, wird gerichtlich ganz ebenso bestraft werden, als wäre es im eigenen Lande geschehen.“ Im § 34 heißt es: „Wer einen unschuldigen Montenegriner mit den Füßen stößt oder mit dem Pfeifenrohr (1) schlägt, soll 50 Dukaten Buße zahlen. Falls der Angegriffene aber sofort seinen Angreifer tötet, so soll die Sache als abgetan gelten. Tötet jedoch der Angegriffene seinen Angreifer erst nach einer Stunde oder nach einem ganzen Tage, so soll er für vorsätzlichen Mord bestraft werden.“ Die Blutrache wird in § 39 näher präzisiert. „Es ist von nun an streng verboten, bei Ausübung der Blutrache an dem Schuldigen auch dessen unschuldigen Bruder zu töten.“ § 59 lautet: „Wer einen Dieb während seiner Tat niederschleudert, erhält eine Belohnung von 20 Dukaten.“ Zum Schluß sei noch folgendes Verbot des 80. Paragraphen erwähnt: „Der Brand bei Frauen und Männern, sich beim Tode eines Familienmitgliedes die Haare abzurasieren und das Gesicht zu zerfleischen, um wegen der Trauer so entsetzt umherzugehen, ist nicht mehr gestattet.“

Schach

Alle die Schachszene betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

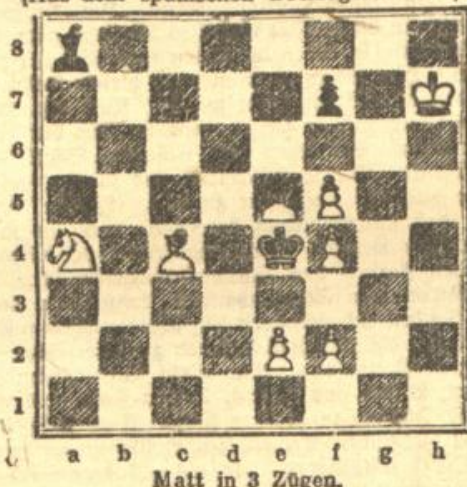
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 12. Dezember 1915.

Aufgaben.

Nr. 401. K. Grabowski in Warschau. (Aus dem spanischen Dreizügerturnier.)



Matt in 3 Zügen.

Nr. 402. A. v. Sponer in Großlornitz. (Deutsches Wochenschach.)

Weiß: Kb8, Dh3, Td6, d8, Lg1, Se8, Bd7 (7 Stück).
Schwarz: Ke7, Sb6 (2 Stück). Matt in 2 Zügen.

Nr. 403. H. Wangel (Zlata*Praka).

Weiß: Kg3, Dc5, Lc4, Sg4 (4 Stück).
Schwarz: Ke4, Ld5, Be6, g5 (4 Stück).
Matt in 2 Zügen.

Partie 147. (Spanisch.)

Weiß: Marco. Schwarz: Schlechter.

- | | | | |
|------------|--------|--------------------------|----------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 17. Le3—h6 | Tf3—e8 |
| 2. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 18. Lc2—h3 ¹⁾ | Sc4×b2 |
| 3. Lf1—b5 | a7—a6 | 19. Dd3×d5 | c5—c4 |
| 4. Lb5—a4 | Sg8—f6 | 20. Dd5×d8 | Le7×d3 |
| 5. 0—0 | Sf6×e4 | 21. Lb3—c2 | Ld8—c7 ²⁾ |
| 6. d2—d4 | b7—b5 | 22. Tf1—b1 | Sb2—d3 |
| 7. La4—b3 | d7—d5 | 23. a2—a4 | Lg4×f3 |
| 8. d4×e5 | Lc8—e6 | 24. g2×f3 | Lc7×e5 |
| 9. c2—c3 | Lf8—e7 | 25. a4×b5 | a6×b5 |
| 10. Lc1—e3 | 0—0 | 26. Ta1×a8 | Te8×a8 |
| 11. Sb1—d2 | Le6—g4 | 27. Lc2×d3 | e4—d3 |
| 12. Le3—d4 | Sc6—a5 | 28. Tb1×b5 | Le5×c3 |
| 13. Lb3—c2 | Se4×d2 | 29. Tb5—d5 | d3—d2 |
| 14. Dd1×d2 | c7—c5 | 30. Lh6×d2 | |
| 15. Ld4—e3 | Sa5—c4 | | |
| 16. Dd2—d3 | g7—g6 | | |

Als remis abgebrochen.

¹⁾ Der beste Zug und zugleich der einzige, durch den sich Weiß vor dem drohenden Stellungsnachteil sichert. —
²⁾ Hier käme noch Lg4—f5 in Betracht, um den Springer auf d3 festzusetzen.

Auflösungen.

- Nr. 393. 1. Kg6.
Nr. 394. 1. Kc7.
Nr. 395. 1. Sb4.
Nr. 396. 1. Sal.
Nr. 397. 1. Se6.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Wdw., J. K., R. St. in Wiesbaden und Ers.-Res. Julius Cahn a. Zt. in Neuwied a. Rh.; zu den Nummern 393 und 394 auch L. Trapp in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Tauschrätsel.

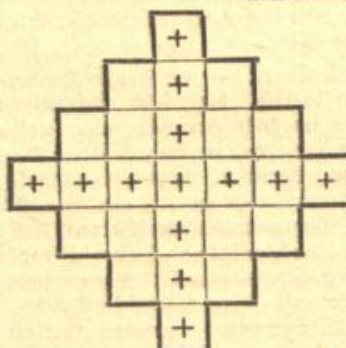
Asche, Halm, Mitte, Laut, Stirn, Biene, Mond, Haus, Tau; Hase, Mast, Beil; Bitte, Korn, Magie, Rede, Wand, Wolle, Mord.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes Hauptwort zu bilden, jedoch so, daß die neu eingefügten Buchstaben im Zusammenhang ein wichtiges Ereignis im gegenwärtigen Kriege benennen.

Rätsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.
Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wenn du ihr nah'st, zu flieh'n.
Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet
Und wer sie künstlich hat gefügt.

Diamanträtsel.



Konsonant.

Technisches Hilfsmittel.

Auszeichnung.

Italienischer Feldherr.

Weiblicher Vorname.

Afrikanisches Tier.

Vokal.

Die Buchstaben A A A A A, C C, D D D, E E, G, J, M, N N N, O O, R R R R, U sind in die Felder vorstehender Figur derart einzutragen, daß die mittelste senkrechte Reihe gleichlautend mit der mittelsten wagerechten ist und die wagerechten Reihen die beigefügte Bedeutung haben.

Logogriph.

Wo er sich zeigt, schreckt er die Feinde.
Wird ihm ein and'rer Kopf verlieh'n,
Dann laßt man, hegt man und verfolgt ihn,
Und findet sich zurecht durch ihn.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 567.

Bilderrätsel: Zwölfmiliarden-Anleihe. — Ergänzungsrätsel: Leder, Brot, Gehalt, Halbmast, Gondel. Der rote Halbmond. — Balkanrätsel: Serben, Sterben. — Zahlenrätsel: Venizelos, Elise, NH, Insel, Zoll, Eisen, Lillie, Olive, Seine. — Rätsel: Der Apfel. — Rätselfragen: 1. Die Augapfel. 2. Keiner. 3. Weil eine Nacht dazwischen ist.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915.

15. Jahrgang 1915.

Nr. 25.

Der feige Hans.

Von E. Malten.

(Nachdruck verboten.)

Hinter Goldap an der Romintener Heide lag sein Hof. Das Häuschen mit dem bunten besäten Blumengarten davor lehnte sich an einen breiten Ausläufer des Waldes. Friedlich beschattet lag's, warm und geborgen hinter den starken Laub- und Nadelriesen. Wie ein kleines Eiland der Ruhe. Und das war es nicht nur äußerlich. Wer die alte Großmutter hinter den sauberen Gardinen sitzen sah, wie sie das silberne Haupt zur Andacht neigte, wie sie dann mit der alltäglich gleichen Bewegung die Hornbrille an der Nase herunterzog und sie auf die Hauspostille legte, der fühlte, ebenso wie ihr Großsohn, der von draußen seinen Blick über sie hingeleiten ließ, die Harmonie gesegneten Friedens.

Hans war nun schon stark in die Dreißig. Er seufzte. Er hätte längst heiraten sollen. Großmutter ging ins achtzigste Jahr. Wenn sie auch behende und rüstig war, weit zurück vor ihren Jahren, stärker als manche von sechzig. Aber was sollte nun werden, wenn sie so allein hier bliebe auf dem Hof... würde sie bleiben können... wenn er hinaus mußte?... und das würde bald genug geschehen. Die jungen Knechte hatten sie ihm schon längst einberufen. Und der Nachbar Piskat war gestern Abend auch fort. Er fuhr sich durch's dicke Haar, in dessen Dunkel schon hier und dort ein silberner Faden glänzte. Er stöhnte bekümmert vor sich hin. Wie er's nur der alten Frau beibringen würde, daß sie... ja daß sie auch fortging, wenn er hinaus mußte; denn wenn sie blieb — keine ruhige Stunde würde er haben. Dieser Gedanke drückte ihn schwer, trotzdem er seiner Einberufung wie einer Selbstverständlichkeit entgegenjah. Die alte Frau mit den paar Dienstleuten allein... Der Nachbarhof lag immerhin eine Stunde Wegs entfernt. Er blickte gequält über die Landschaft. Kam da jemand am Fluß entlang? Hans Romeike wurde rot wie ein Schuljunge... Die Annchen Piskat. Sie trug ein hellrosa Kleid und einen breitrandigen grauen Strohhut auf dem roten Gelock. Wie sicher sie schritt und die schlanke Gestalt in den Hüften wiegte.

Das Herz schlug ihm heiß. Ob er ihr entgegen ging?... Er atmete tief, wie jemand, der sich Mut aus der eignen Brust schöpfen will... und dann ging er, so schnell er's vermochte, um den Gartenzaun herum — ins Haus hinein. Er ärgerte sich über sich selbst. Jetzt wäre eine so gute Gelegenheit gewesen, der Annchen zu sagen, wie lieb er sie hatte... aber dazu fehlte ihm der Mut.

„Guten Tag“, sagte eine helle junge Stimme, und durchs Fenster schob sich ein rotlockig umrahmtes Gesicht.

„Wie Milch und Blut ist das Marjellchen“, rief die alte Frau ihrem Enkel zu. Es klang wie eine Aufforderung. Hurtiger, als man es der alten Frau zutraut hätte, stand sie auf ihren Beinen und ging dem jungen Mädchen entgegen.

„Komm rein, Marjellchen“, rief sie fröhlich. „Der Kaffee soll gleich fertig sein.“ Und sie nahm das anmutige blonde Kind, das sie um Kopfeslänge überragte, an der Hand und zog es über die Schwelle. Dann eilte sie zur Tür, um bald darauf im Küchenraum mit den Tassen zu klappern...

Hans stand seitwärts und kämpfte mit seiner Verlegenheit.

„Tag, Herr Romeike“, sagte Anna Piskat halberstaunt und reichte ihm die Hand. „Ich wollte 'mal nach Ihrer Großmutter sehen... ich glaubte, Sie seien schon fort... müssen Sie denn nicht?“

„Noch nicht, Fräulein Annchen. Aber bereit sein muß ich... wir wollen morgen rasch den Roggen schneiden.“

„Ein Glück, daß mein Bruder schon so gut wie alles besorgt hatte“, sagte Anna. „Morgen fällt's letzte Haferfeld. Von unseren Leuten ist keiner mehr da... wie kommt's denn, daß man Sie so lange verschont?“

Hans stieg das Blut ins Gesicht. Ihm dünkte, aus ihrer Frage klänge es wie... Geringschätzung. Draußen kämpften sie, und er stand noch hier?... Groß und stark und wie gemacht zum Draufloschlagen... Er schämte sich beinahe...

„Vielleicht kommen Sie ganz frei“, setzte Anna ihre Rede fort und schürzte die Oberlippe über den blinkenden weißen Zähnen.

„Wäre Ihnen das so arg zuwider, Fräulein Annchen?“ sagte Hans Romeike leise, und das geschärfte Ohr des jungen Mädchens hörte die Unsicherheit seiner Stimme. Aber dieser wankende Ton ärgerte sie. So war es nun immer. Seit Jahr und Tag... dieselbe Unschlüssigkeit und dasselbe Zagen... genau so, wie es jetzt aus seiner Frage klang. Warum hatte er niemals den rechten Mut, das rechte Wort zu finden... und nun war sie fünfundzwanzig... konnte längst seine Hausfrau sein. Wie stolz sie auf ihn gewesen wäre, wenn er als solch ein rechter Kriegsmann hinausgezogen wäre, anstatt... sie ärgerte sich. Sie verachtete ihn beinahe... und darüber tat ihr's Herz weh.

„So, der Kaffee ist fertig“, sagte die alte Frau Romeike und deckte geschäftig den Tisch. Die Jungmagd brachte das Geschirr.

„Ich meine, ein rechter Mann gehört hinaus vor den Feind“, sagte Anna, warf den Kopf zurück und blickte ihm gerade und fest in die Augen. Ihm stockte

das Blut in den Adern vor ihrer gereizten knappen Rede. Die alte Frau hörte nur mit halbem Ohr und sagte an seiner Statt: „Du hast ganz recht, Annchen, der Feind . . . der böse Feind . . . Ein Glück, daß er noch hier ist, mein alter Jung!“

Wie verschiedene Wege doch die Gefühle gingen . . . Anna lächelte. Da quoll es heiß auf in ihm. Aber er bezwang sich. Seine Großmutter kam mit dem Kuchenbrett in den Händen. Sie war sichtlich erfreut über den lieben Besuch, denn sie schaffte das Beste herbei, was ihr Haus bot. Und wie sie nun das junge Paar neben sich sitzen sah, ihren schönen stolzen Großsohn mit dem dunklen Kopf und daneben das feuerlockige Haar des schönsten Mädchens weit und breit, wallte es warm auf im Herzen der alten Frau. Wenn sie es doch noch erlebte, ein blondes Urenkelchen im Arm zu hegen . . . Sie lächelte eigen vor sich hin.

Am Fenster glitt ein Schatten vorbei. Jetzt klopfte es hart an die Tür . . . Die Drei schracken empor. Hans war es, der sich zuerst faßte.

„Guten Tag, Herr Pfarrer“, er trat auf den in der Tür Stehenden zu, reichte ihm die Hand und schob ihm den Stuhl zurecht. Anna eilte eine Tasse zu holen, der alte Herr aber hielt sie zurück: „Laß gut sein, Kind, ich hab' gedespert. Setz Dich.“ Seine Hand zog sie nieder. Sein altes gebräuntes Gesicht blickte kummer-schwer. Anna sah es. Freilich, seine drei Söhne standen schon hinter Gumbinnen in der Front und seine zwei Schwiegersöhne auch. Sie fragte nach ihnen. Er blickte sie seltsam weich an . . . Nach einer Pause sagte er:

„Die Frauen müssen fort . . . noch heute . . .“

„Noch heute . . . ? Herr Pfarrer . . .“

„Noch heute . . .“ Mit harter Bestimmtheit Klang's zurück. Romeike war aufgesprungen. Sein Blick jagte über seiner Großmutter gebückte Gestalt hin und blieb dann auf dem rotblonden Mädchenscheitel haften. Es lag eine eigene Gewalt in den dunklen Männeraugen. Anna sah sie . . . Das Blut stieg ihr hoch und bedeckte Gesicht und Hals wie mit einem spinwebfeinen roten Schleier. So hatte er sie schon einmal angesehen . . . vor fünf Jahren, als man ihre Mutter auf den letzten Gang begleitete . . . Sie faßte sich mühsam. Ihr war zu Mut, als müßte sie laut aufschreien . . . Aber sie dämmte den jäh aufstrebenden Schmerz und sagte leise, um das Zittern ihrer Stimme zu verbergen: „Ich kann doch den Hof nicht allein lassen, Herr Pfarrer.“

„Den Hof, den Hof“, schalt der alte Herr und seine bebende Stimme widersprach seiner Heftigkeit. „Um den Hof geht's nicht, Anna, es geht um Dich . . . um Dich . . . alle müssen fort . . . alle Frauen, alle Kinder. Die meinen fahren heute. Rüste Dich und komm' mit. Sie auch, Frau Romeike.“

„Erbarmen! Herr Pfarrer!“ rief die alte Frau lächelnd. „Was sollen sie mit mir! Ein altes Weib . . . wie werd' ich fliehen . . . die Heimat lassen . . . i wo, ein altes Mütterchen das ist gefeit.“

Der Seelsorger stand auf, stemmte die Hand schwer auf die Tischplatte und sagte streng: „Der Kommandant befiehlt's.“ Dann faßte er nach Hut und Stock und suchte die Tür. Keiner hielt ihn. Seine letzte Rede hatte eingeschlagen wie der Blitz. Sie waren alle Drei wie gelähmt. Der Kommandant befahl. Das Klang freilich gewaltig ernst. Sie sahen dem Geistlichen nach, wie er den Weg vorn Hause entlangging. Dort hinter dem Busch lag ein anderes Gehöft. Dort waren auch Frauen und Kinder seiner Gemeinde. Er wollte keinen ungewarnt lassen, bevor er selber hinaus mußte aus der Heimat . . . Die Sorge beflügelte ihm den Schritt.

Es war kaum 5 Uhr, als Hans Romeike seine alte Großmutter auf den Wagen hob und ihr das eilig zusammengeschürte Gepäck hinaufreichte. Dann ging er noch einmal zurück, nahm den Revolver aus dem Schreib-

tisch, prüfte die Sicherung und steckte ihn zu sich. Die alte Frau war ganz verstört. Zwei Menschenalter hauste sie hier draußen in ihrer Landeinsamkeit und nun riß sie urplötzlich eine harte Gewalt aus dem Frieden des Alters heraus . . . Der Krieg . . . Es gewann noch gar keinen Glauben in ihr. Aber wenn einer so hart drängte wie der Pfarrer, der war kein Furchtsamer . . . und ihr Hans dazu . . . der war doch sonst die Unschlüssigkeit selbst. Und das war der einzige Fehler, den er hatte, ihr sonnen-lieber Bub . . . Sie streichelte ihm den Arm, als er jetzt neben ihr niedersaß und dem alten weißhaarigen Knecht die Zügel abnahm.

An der Station im Dörfchen drängten sich die Nachbarn. Alles auf der Flucht. Mit weinenden blassen Gesichtern. Hans' Blick eilte suchend umher. Anna Piskat war nicht unter ihnen. „Die Anna Piskat?“ frug der Pfarrer. Romeike zuckte die Achseln. Sie würde wohl mit dem Frühzug fahren.

„Junge Menschen haben immer Zeit“, murrte der Pfarrer ärgerlich. Und dann sprach er tröstend zu den Seinen und der alten Frau Romeike, die wie im Traum an ihrem Jungen hochsah, der ihr zärtlich über die altersmüden Schultern strich.

Die Sonne stand blutrot hinter dem Waldsaume, als Hans heimwärts fuhr. Eine Schar Krähen flog schreiend über die Stoppeln. Wie die Ebereschen zwischen dem grünen Laub leuchteten . . . Wie Flammen . . . Dort am Feldweg wechselte ein Rudel Hirsche. Prachtvoll, wie es über den Damm setzte und leichtbeschwingt die Böschung erklimmte. Silbern lag die Rominte in ihrem Bett. Würde ihr Lauf so hell und heiter bleiben . . . oder . . . seine Gedanken versanken so tief im Zauber der Heimat, daß er auf einen Umweg geriet und plötzlich sah er sich von der Dämmerung überrascht.

Wie tot ihm sein Haus erschien. Er hatte Mühe, seine Fassung zu bewahren, als er auf der Hauspostille seiner Großmutter Hornbrille fand. Und plötzlich war's ihm, als riße ihn jemand empor. Er langte mit raschem Griff die Mühe vom Nagel und stürmte wieder hinaus. Am Fluß entlang. Die Rominte rauschte wie ein altes Volkslied. Wenigstens fiel's ihm ein, als er voranschritt. „Es liegt ein Weiler fern im Grund“ . . . Sie hatten es oft zweistimmig gesungen . . . die Anna und er . . . Dort hinten lag ihr Hof. Verwegen von dem Mädel, da so allein zu hausen, nun der Bruder fort war. Was dachte sie denn nur!? Die paar Dienstleute, die da waren. Alte Knechte. Was jung war, mußte doch gleich fort. Ach hätten sie ihn doch auch gleich beordert, daß er das Loslösen von allem nicht so furchtbar tief und quälend empfindet! . . .

Stimmen . . . Dort hinten gab's Streit . . . Wo war's? Auf Piskats Hof . . . ? Der Mond stieg hell heraus und beleuchtete ihm den Weg. Hilferufe waren das. Großer Gott . . . Die Anna . . . allein wo-möglich . . . Wenn der Pfarrer gewarnt hatte, waren die Leute am Ende von ihr geflohen . . . und sie . . . der Schweiß rann ihm von der Stirn.

Er jagte voran . . . und im Jagen faßte er nach seinem Revolver . . . zog die Sicherung heraus . . . mechanisch tat er's, denn wie er nun die Tür erreicht hatte, knallte der Schuß schon los . . . noch einer . . . ein dritter . . . ein vierter, fünfter . . . und zwischen drei, sich im Blute wälzenden Gestalten ragte geisterhaft weiß das Gesicht Annas. Ihr rotgoldnes Haar hing wirr und aufgelöst, ihre Kleider waren zerfetzt, ihre Hände bluteten. Eine schreckliche Kratzwunde zog sich über den weißen Hals bis tief hinunter zu der Brust, an der die verhüllende Bluse gerissen war.

„Hans!“ Ein markerschütternder Schrei.

„Anna!“ hefte es über seine Lippen. Dann trug er sie, die wie leblos an ihm niedergesunken war, — hinaus. Wie ein Kind lag sie an seiner Brust. Keine Seele meldete sich weit und breit. Die Leute mußten sich

versteckt halten oder waren geflohen . . . oder ermordet . . . War's schon so weit? . . . Er jagte mit seiner Last den Weg zurück. Da Pferdegetrappel . . . Russen . . . ? Er duckte sich seitwärts hinter einen Erlensbusch.

„Hier müssen sie sein.“ Das waren deutsche Leute. Gott sei Dank! Er atmete auf. „Dort hinaus sind sie ohne Zweifel!“ sagte eine feste helle Stimme. Hans trat hervor. „Russen?“ fragte er kurz grüßend. „Jawohl — eine Patrouille“ — entgegnete der Ulanenoffizier, ein blutjunges, blondes Aristokratengesicht.

„Sahen Sie welche, Mann? Es ist von höchster Bedeutung . . . Die Kerls tragen wichtige Depeschen mit sich.“ „Die Depeschen sind euer . . .“ sagte Romeike ernst. „Dort hinten links auf dem Hof findet ihr sie . . . alle.“ Der junge Offizier stuchte. „Lebendig oder . . .?“ Seine hellen Augen streiften über des Mannes seltsame Last. „Das Leben trug ich hinaus . . .“ Er drückte sein Mädchen fester an sich. Die Ulanen senkten ihre Lanzen tief . . . und dann ritten sie davon, ihrem Ziel entgegen.

Die Entdeckung der Alpen in der Kunst.

Von Dr. Kurt Baack.

(Nachdruck verboten.)

Die Schönheit des Hochgebirges und besonders der Alpen, an der sich jetzt wieder so viele mit entzückten Sinnen erfreuen, ist der Menschheit als ein allgemeiner Geistesbesitz erst vor etwa einem Jahrhundert geschenkt worden. Der antike Mensch und der Mensch des Mittelalters, sie sehen in der erhabenen Welt der Schneegipfel nur grausige Schrecken und schwere Gefahren. In den Zeiten der Renaissance und des Barocks beginnen zwar einzelne ihr wissenschaftliches und ästhetisches Interesse den Bergen zuzuwenden: Dante, Petrarca, Aeneas Sylvius, der Deutsche Conrad Gesner erwärmen sich für die Majestät des Gebirges, und nach ihnen finden begrenzte Kreise der Gesellschaft bereits Gefallen an schroffen Höhen, weiten Fernblicken und rauschenden Wasserfällen, aber erst, als mit dem Auftreten Rousseaus der Begriff des Schönen von jedem Nützlichkeitsgedanken befreit wird, als Haller in seinem Gedicht die Wahrzeichen seiner Heimat in ihrer ernsten und stolzen Größe darstellt, da geht das Verständnis für die Herrlichkeit der Alpen von der kleinen Gruppe, die es schon besaß, allmählich in die Gesamtkultur, in das Naturgefühl der Zeit über. Die Dichter, ein Goethe in der ersten Schweizer Reise, ein Byron im „Manfred“ besingen den „Riesenbau der Natur“; in der Malerei bemächtigen sich die Romantiker, Jos. Ant. Koch als erster unter ihnen, dieser Motive; der Schweizer Calame führt eine Höhe der Alpendarstellung heraus und der Engländer Gurner erfasst von den Malern von Barbizon und den Impressionisten das wunderbare Spiel von Licht und Luft im hohen Felsenreich, während ein Böcklin die tiefe Symbolik und ein Segantini den höchsten Glanz, die reinste Klarheit der Alpen darstellen.

Es ist nur eine interessante Tatsache aus der Geschichte des Naturgefühls, daß die bildende Kunst in dieser Entwicklung des 19. Jahrhunderts die Schönheit des Hochgebirges gleichsam zum zweiten Mal entdeckt. Die Malerei folgt hier der allgemeinen Kulturfrömmung, während sie ihr Jahrhunderte früher schon vorausgeeilt war. In der großen Lücke, die besonders in Deutschland zwischen Kunst der Renaissance und der modernen Kunst in mancher Hinsicht klappt, während der ästhetischen Revolutionen im 18. Jahrhundert war die bereits vorhandene reiche Tradition einer meisterhaften Gebirgsdarstellung völlig vergessen worden. Und doch sind es zu einer Zeit, wo in der Literatur nur vereinzelte Stimmen für den Reiz der Alpenwelt sprechen, deutsche Künstler gewesen, die mit treuen Sinnen und tiefem Empfinden dieses so schwer zugängliche, so lange verachtete Gebiet im Reich der Natur zuerst der Menschheit nahe brachten, ihre Wunder offenbarten und eine kurze „Gebirgsmode“ heraufbeschworen. Diese eigenartige Vorgeschichte der Alpenmalerei, die in merkwürdiger Weise alle Errungenschaften der modernen Zeit herausnimmt und bereits prophetisch ahnt, was erst viel später bewußt ausgesprochen werden sollte, hat E. W. Bredt in seinem tiefgründigen Buch „Die Alpen und ihre Maler“ in aller

Ausführlichkeit dargestellt, und uns dabei manchen Künstler, so den größten, Dürer, von einer ganz neuen, bisher kaum beachteten Seite gezeigt.

Das Mittelalter setzte die Berge auf den Bildern aus einzelnen „Schollen“ wie aus Klöbchen eines Kinderbaukastens schematisch übereinander; von dieser Manier ist auch Giotto noch nicht frei und selbst Mantegna, der die grandiosen Gesteinsformationen gestaltet, hat diese unwirklich stilisierende Art nicht ganz überwunden. Auf den Werken der venezianischen Meister, eines Cima da Conegliano oder Bassano schließen dann leuchtende Gebirgsketten, wie wenn man sie von der Lagunenstadt aus in blauem Duft herüberschimmern sah, den Horizont feierlich ab, wie ja auch in den Bildern Giorgiones und Tizians ein mächtiger Klang alpiner Stimmung visionär wie aus Traumferne herüberböhnend angeschlagen wird. Unter den nordischen Malern läßt Jan van Eyck zuerst in der weit sich breitenenden Ansicht von Lüttich „Madonna mit dem Kanzler Rolin“ mächtige Schneeberge wohl Erinnerungen an den Nordwestflügel der Alpen auftauchen. Aber so willkürlich wie hier aus der Freude am Merkwürdig-Ungewöhnlichen an Stelle der sanften Ardennen schroffe Felsparteen treten, so phantastisch sind auch sonst die Gebirge aufgefaßt. Aus manchen Gründen waren ja für die Gotik hohe Berge besonders anziehend. Die stolze Entdeckerfreude, die damals angebrochen war und sich in alle Erscheinungen der Schöpfung mit stamender Neugier und naivem Interesse versenkte, erblickte in dem „himmelshohen Felsgetürme“ etwas besonders Auffälliges, Wunderbares, eine Region, bevölkert aus überirdischen Mächten, Gott näher als die flache Erde, vielleicht aber auch vom Teufel bewohnt. Sodann passen die schroffen, spitzen, zackig zerrissenen, steil emporstrebenden Gipfel zu dem Formgefühl der Gotik, das in ähnlicher Weise die Vertikale bevorzugt und in einem starken Kontrastbedürfnis hinter einem still verklärten Madonnenantlitz am liebsten ein abenteuerliches Gesteinschaos aufbaut. Aus der Nähe aber hatte damals niemand die Alpen wirklich studiert, mit ruhigem Malerauge betrachtet; die Schweizer selbst am wenigsten, denen die Eigenart ihrer täglichen Umgebung natürlich nicht auffiel und die mit am spätesten die Alpen dargestellt haben. Es waren deutsche Meister, die aus der Ferne kamen und mit andächtiger Sorgfalt die frühesten wirklichen Alpenbilder schufen.

„Das erste Landschaftsbild der deutschen Kunst“, das erste Werk, auf dem die Natur den Gesamteindruck bestimmt, hat man mit Recht die „Meerfahrt der Heiligen“ auf dem Tiefenbrommer Altar des schwäbischen Meisters Lukas Moser genannt, und wirklich ist hier die Berglandschaft recht realistisch dargestellt. Doch wie weit steht sie noch zurück gegen die nur 13 Jahre spätere Naturschilderung von Konrad Witz, da er auf seinem Baseler Altarwerk Petri Fischzug darstellt! Aus Rottweil war der Meister nach der Schweiz gepilgert, und von seiner Ergriffenheit vor der großen Natur ahnen wir noch etwas,

wenn wir sein Werk betrachten, das völlig naturgetreu, nur in den Berglinien etwas ins poetisch Steile gesteigert, das linke Ufer des Genfer Sees mit Salève und Montblanc wiedergibt. Das erste wohlgetroffene Porträt des Königs der Berge Europas grüßt uns hier von einem Gemälde des Jahres 1444; es sollte erst mehr als 400 Jahre später in den Blättern Meckels und Hackerts Nachfolger finden. Hatte dieser frühe, große, deutsche Maler nur aus der Ferne die erhabenen Silhouetten der Bergriesen festgehalten, so erfasste sie ein noch größerer deutscher Maler auch aus der Nähe. Es ist Albrecht Dürer, der erste, der ein nahes künstlerisches Verhältnis zu den Alpen fand, der der eigentliche Entdecker und Eroberer ihrer Schönheit geworden ist.

Von 1490—1494 war Dürer auf der Wanderschaft; 1506—1507 in Venedig. Es ist eine Streitfrage, ob der junge Malerbursch schon das erste Mal bis zu der Lagunenstadt gekommen ist. Daß er schon als 24-jähriger die Alpen kennen lernte, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit aus den herrlichen, die Gebirgswelt so wunderbar darstellenden Landschaften schließen, die er genau Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts schuf. Damals entstand das Selbstporträt von 1498, das wie zur Erinnerung an die Wanderzeit, die schöne, an die Umgebung des Brenner gemahnende Alpenlandschaft zeigt. Dann finden sich Landschaften mit steilen felsigen Bergen auf den Porträts des Tucherischen Ehepaares, herrliche alpine Motive, auf den beiden Bildern der Beweinung Christi, und die Blätter der Apokalypse empfangen viel von ihrer feierlichen Majestät durch die großartigen Berggruppen, die besonders hohe Bewunderung erregt zu haben scheinen und eifrig Nachahmung fanden. Zunächst hat Dürer die Alpen aus der Ferne gesehen in großlinigen Silhouetten und gewaltigen Massen. Dann rückt er immer näher an sie heran, entwirft ganz genaue Skizzen und bringt so fabelhafte, realistische, unübertreffliche Studien fertig wie die der „Venediger Klausen“, während er auf dem Kupferstich „Das große Glück“, das getreueste Konterfei von Klausen mit dem Kloster Säben bietet und noch einer hübschen Vermutung auf der Rückkehr aus Italien darin die liebe, deutsche Heimat grüßt. Der große Sohn Nürnbergs steht mit diesem Alpensinn ganz selbständig und einzig da. Während die andern willkürlichen Bergkompositionen möglichst malerisch erdachte Formationen als abschließende Hintergründe in ihren Bildern anbrachten, machte er seine Studien an Ort und Stelle, schuf in ehrfürchtiger Scheu die ewige Natur nach, ohne sie anmaßend umformen zu wollen, und stellte so die Berge in all ihrer jungfräulichen Schönheit hin, herrlich wie am ersten Tag.

Dürers alpine Landschaften sind bahnbrechend und maßgebend für die Kunst seiner Zeit. Das Hochgebirge wird nun auf den Bildern des 16. Jahrhunderts geradezu Mode, und es gibt kaum einen Künstler, der an dieser, in der Malerei erweckten Bergfreude nicht teilnimmt.

Nicht nur die Schweizer, wie Hans Leu und als der tüchtigste Nikolaus Manuel Deutsch umrahmen nur ihre Gestalten mit felsparteen, nicht nur die süddeutschen Meister, wie Burgkmaier, Bren, Schaufelin, Ulrich, Apt u. a., malen die Alpen in ihre Gemälde, sondern auch der Thüringer Lucas Cranach und der Westfale Aldegrevier müssen die moderne Alpenstaffage anbringen. Am eigenartigsten, aber auch am gewaltsamsten bemächtigt der genialste Meister neben Dürer, Grünewald sich dieser Motive, indem er die Bergformen in Luft und Farbe auflöst und mit den geheimnisvollen Wundern des Lichts umwebt; er tritt so in die Fußtapfen Lionardos, der zwar meist nicht die Alpen in seinen zahlreichen Felsstudien darstellt, aber ein großartiger Gestalter von erhabenen Gebirgsphantasien war und in einer Zeichnung zu Windsor Castle, seiner einzigen wirklichen Alpenlandschaft, die Majestät eines Unwetters im Gebirge festgehalten hat. An solche Versuche knüpfte erst wieder Turner mit seinen wolkenverhangenen, lichtumspielten Felsen an.

Noch aber hatte kein Meister eine selbständige Alpenlandschaft, in der die Berge nicht nur Beiwerk waren, zum Gegenstand eines Gemäldes zu machen gewagt. Das tat Albrecht Altdorfer, der wundervolle Naturschilderer, der auch in der Alpendarstellung noch einen Schritt über Dürer hinausging. Am 1511 trat er eine große Donauwanderung an und so wurde dies Jahr zum „Geburtsjahr der selbständigen Alpenlandschaft“. Aus seinen Zeichnungen und Skizzen hat man geradezu seine Wege feststellen können; es war die erste Studienreise eines Landschaftsmalers, von der wir wissen. Die Berge spielen bei ihm eine große Rolle, die bedeutendste wohl auf dem Gemälde der Alexanderschlacht, wo der grandiose Gebirgsrahmen mit dem aufgeregten Kampf von Licht und Wolken wie eine Spiegelung des Menschenschicksals in der Natur anmutet. Auf einem idyllischen Bildchen der Münchener Pinakothek aber hat er nichts als eine entzückende Alpenzenerie gegeben und damit ein unvergänglich Denkmal reiner Naturfreude geschaffen. Die anderen „Meister des Donaufstils“, vor allem der seine Wolf Huber, bildeten dann die Alpenlandschaft weiter aus, und Holländer haben sie vollendet von Pieter Breughel, dem großen Koloristen, der Böcklins Vorläufer wurde, bis zu Hercules Segers, dessen „pointillistische“ Art an Segantini erinnert und dessen Bilder in ihrer stolzen Klarheit und ernster Ruhe wirklich nur in den Werken des modernen Vollenders der Alpenlandschaft ihresgleichen finden. Die Vorliebe für das Hochgebirge, die während der Reformationszeit unter den Künstlern aufgелеuchtet hatte, war damals schon längst dahin. Das Barock erreichte breite und runde Massen, weite Flächen, horizontale Lagerungen; das Rokoko liebte das Zierliche, Niedliche und stellte die Berge dar als lustige Obelisken und krause Zickzacklinien. Erst ein Schrei nach der großen Natur, wie ihn Rousseau ausstieß, konnte endgültig den Sinn für die Künste der Alpen erwecken.

Das Urbild von Goethes Gretchen.

Von Bruno Judeich.

(Nachdruck verboten.)

Zu suchen, wie auf Erden dies geworden,
Das sieht den Herrn Vaganten frei;
Ob es im Süden oder Norden,
Mir ist es alles einerlei.

So lautet eine Strophe in den handschriftlichen Resten zu Goethes „Faust“, die der Dichter später in seinem unsterblichen Menschheitsdrama nicht verwendet hat. Will er mit diesen Worten über die spotten, die seinen Spuren durch Höhen und Tiefen nachzuspüren sich mühen, um den Schleier seiner letzten Schaffensgeheimnisse zu ergründen oder will er betonen, daß für ihn das Geschehnis hinter dem, was sein Dichter-

genius daraus formte, zurücktritt? Jedenfalls hat Goethe es trefflich verstanden, alle Spuren zu verwischen, die etwa darauf hinweisen könnten, daß einst ein weibliches Wesen als das Urbild der Heldin der erschütternden Gretchentragödie im „Faust“ über diese Erde wandelte. Selbst unter den Selbstbekenntnissen aus „Wahrheit und Dichtung“, dieser unerschöpflichen Fundgrube für so viele Seelengeheimnisse des Dichters, finden wir darauf keinen Hinweis. Die mit stetem Feuereifer betriebene Goetheforschung ist dem auch zu dem verzichtenden Ergebnis gelangt, daß die ganze Gretchengestalt in der Hauptsache eine Erfindung des Dichters sei. So nennt Wittowski

Gretchen eine geniale „dichterische Intuition“ und hält ein weiteres forschen nach ihrem irdischen Ursprung für überflüssig.

Da auf einmal ein Büchlein mit dem Titel: „Das Urbild von Goethes Gretchen“! Selbst wenn ein kriegerischer Weltenbrand jetzt um uns loht, dieser Titel muß den Deutschen aufhorchen lassen, der seinen „Faust“ im Herzen trägt als das heiligste Vermächtnis des Gewaltigen unter den vaterländischen Dichtern. Das Urbild Gretchens gefunden! Welch ein Ausblick für die Fausterklärung, den Goethefreund und -forscher, die Goetheforschung überhaupt! Daß das Urbild des Faust gelebt hat, das wissen wir, aber wir wissen auch ziemlich genau, daß dieser Urfaust als Mensch recht wenig Anziehendes hatte, daß er ein übel beleumundeter Schwarzkünstler und Quacksalber, ein den materiellen Freuden dieser Erde ergebener Genußmensch war. Ein Abgrund trennt ihn von dem Übermenschen Faust, den Goethe als ein Symbol der ganzen Menschheit in ihrem tragischen Ringen nach den letzten Wurzeln des Daseins aus ihm schuf. Besondere Reize bietet somit dem Forscher der geschichtliche Faust kaum noch. Wie anders Gretchen, die in holder Menschlichkeit neben dem Goetheschen Titanen dämonischen Wissensdurstes einherschreitet, der auch vor der Hölle nicht zurückbebt! Selbst die tiefe, philosophische Symbolik des ersten Faustteils wird überstrahlt durch diese rührende Weiblichkeit in ihrer Reinheit, Züchtigkeit und schlichten Frömmigkeit, trotz der Sünde, in die sie verstrickt wird. Liebe wars, in der sie selbstlos aufging, Liebe ließ sie schuldig werden, und die ewige Liebe erlöste sie! So wird sie zur Verklärung des „deutschen Mädchens“, die im Herzen des Volkes einen unverrückbaren Platz behauptet und um deren blondes Dulderrhaupt der Genius eines Goethe den unverwundlichen Strahlenkranz der Unsterblichkeit geflochten hat.

Wir schlagen das im Verlage der Greifswalder Ratshandlung E. Bamberg erschienene Buch, in dem uns sein Verfasser Otto von Boenigk als erster so Großes verheißt, daß er dieses Urbild deutscher Weiblichkeit gefunden haben will, beinahe mit Bangen auf. Haben wir es dabei nur mit einer vielleicht geistreichen Hypothese zu tun, der die ausreichenden realen Grundlagen fehlen? Zu Eckermann hat Goethe einmal von sich geäußert, daß ihm die Idee der Weiblichkeit angeboren sei. Ferner wissen wir, daß der Dichter des „Faust“ seinem Gretchen viele Züge ihm nahestehender Frauen verliehen hat. Ist es da nötig, daß er, um diese Gestalt zu schaffen, ein lebhaftes Bild brauchte, an dem sich seine Phantasie entzündet, gleich der Fausts an der himmlischen Erscheinung im Zauberspiegel der Hecate? Daß Goethes künstlerische Ideen, besonders in der Vor-Weimar-Zeit, meist auf Erfahrung beruhten, steht fest. Welche Beweise bringt nun das neue Werk, daß das auch bei Gretchen der Fall war?

Otto von Boenigk, der bereits vor einiger Zeit einen sinnigen Beitrag zum Leben und Lieben Schleiermachers veröffentlichte, sieht mit den Augen eines Dichters, bleibt dabei aber immer der abwägende Kritiker. Der erste Abschnitt seines Buches handelt von der „Kindesmörderin in der deutschen Literatur“. Bürger und Schiller behandeln die Kindesmörderin in ihren Gedichten, und die Vertreter von Sturm und Drang erachten sie als willkommenen Vorwurf, um sie gegen die allgemeine bürgerliche Achtung und die grausame Bestrafung durch das Gesetz in Schutz zu nehmen. Wahrlich eine Aufgabe, die den jungen Goethe reizen mußte! Er darf auch, wie Boenigk betont, Anspruch darauf erheben, zuerst an die dramatische Ausgestaltung dieses Stoffes gedacht zu haben, vor Heinrich Leopold Wagner, der 1776 sein Trauerspiel „Die Kindesmörderin“ erscheinen ließ.

Weiterhin führt uns das Buch Boenigks nach Stralsund. Nicht als flüchtiger, immer neuen Eindrücken nachjagender Reisender wandelt der Verfasser hier durch die Straßen der berühmten Hansestadt, an der der Fried-

länder einst vergeblich seine gefürchtete Kriegskunst erprobte und in deren Mauern der deutsche Held Schill verblutete. Nein, in nachdenklicher und empfänglicher Beschaulichkeit läßt er die alte turm- und zinnengekrönte Stadt an der stahlblauen Ostsee gleich einem Stück aus dem Märchenland auf sich einwirken. Da werden die hohen Giebelhäuser gesprächig und raumen ihm verflungene Geschichten zu. Ein holdes, abgehärmtes Mädchenantlitz blickt auf ihn aus einem Fenster der traulichen Bürgerhäuser hernieder. Wir müssen uns ihren Namen fortan merken: Es ist Maria Flint!

Ie mehr wir an der Hand beglaubigter Tatsachen aus der Schrift Boenigks über das Schicksal dieser unglücklichen Stralsunder Bürgerstochter hören, um so glaubwürdiger wird deren Ähnlichkeit mit der Gretchengestalt des Faustdramas. Wie Gretchen wird Maria durch die Liebe zur Sünderin, die ihr eigenes Kind tötet. Ihr Geliebter, ein schwedischer Offizier, — dem Stralsund gehörte damals noch zu Schweden — befreit sie gewaltsam aus dem Gefängnis, aber reuig kehrt sie zurück, um ihre Schuld unter dem Beile des Henkers zu sühnen. Das ist kurz das Drama Maria Flints, das sich in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts abspielte. Mit großem Scharfsinn, der getragen wird von einer warmen, fühlbaren Liebe zu dem dankbaren Stoff, bringt nunmehr der Verfasser eine Fülle auffallender Übereinstimmungen und seltener Ähnlichkeiten zwischen Maria Flint und dem Gretchen der Faustdichtung zusammen, was uns immer mehr der Überzeugung entgegenführt, „daß dereinst vor anderthalb Jahrhunderten ein frischer Nordwind von der pommerschen Meeresküste dem aufstrebenden Dichter-Jüngling in Leipzig die Kunde von dem Lieben und Leiden des unglücklichen Stralsunder Bürgermädchens zugetragen haben muß.“

Zweifler werden hier noch einwenden können: Ja, wie soll denn das aber möglich sein, wie soll gerade der Student Goethe in Leipzig aus dem so entfernten Stralsund eine Nachricht über dieses Vorkommnis erhalten haben, bei den damaligen schwierigen Verkehrsverhältnissen, bei dem Mangel an weitverbreiteten Tageszeitungen? Aber auch darüber ist der Verfasser um eine Antwort verlegen. Mit Recht weist er vor allem auf die regen Handelsbeziehungen zwischen den beiden Städten hin, die nachgewiesenermaßen auch damals bestanden. Die Stralsunder Kaufleute, die zur Leipziger Messe reisten, werden sicher von den für Stralsund so aufregenden Vorfällen auch in Leipzig erzählt haben. Kann doch die gewaltsame Befreiung Marias durch ihren Geliebten mit seinen verkleideten schwedischen Soldaten geradezu als ein Militäraufbruch bezeichnet werden. Ferner hat der auch über Hamburg hinaus verbreitete „Unparteiische Korrespondent“ einen Steckbrief hinter der anfangs entflohenen Maria Flint veröffentlicht, die ihr Geliebter bis nach Dresden gebracht hatte, ebenso auch eine Mitteilung über die vollzogene Hinrichtung. Endlich werden die in Leipzig befindlichen Studenten aus Schwedisch-Pommern ihren Kommilitonen sicherlich von dem traurigen und sonderbaren Schicksal Maria Flints berichtet haben. Das war zweifellos ein willkommener Gesprächsstoff in dem als klassischen Boden für Mädchen Geschichten bekannten Leipzig. Und da sollte der junge Goethe, schon um des tragischen Schicksals der armen Kindesmörderin willen, nicht teilnehmend und angeregt aufgehört haben! Daß Maria Flint daher als das Urbild Gretchens im „Faust“ zu betrachten ist, wird nach diesem Schluß in der streng logisch aufgebauten Kette des Boenigkschen Indizienbeweises dem aufmerksamen Leser zur Gewissheit.

Boenigk nennt sich in der Einleitung zu seinem Buche zünftigen Goetheforschern gegenüber einen Laien und Dilettanten. Daß das eine unbegründete Bescheidenheit ist, diesen Beweis hat er durch seine bedeutsamen Forschungserfolge über das Urbild Gretchens selbst widerlegt. In diesem Sinne bemerkt auch der bekannte Literatur-

forscher Prof. Alfred Klaar in einer Besprechung des Buches: „Was Boenigk für seine Annahme beibringt, . . . ist nicht etwa bloß überredend, sondern überzeugend und beglaubigt den neuen Mann als einen wohlausgerüsteten literarischen Entdecker, der in den Schächten der Untersuchung den rechten Weg zu finden und Wesentliches heimzuholen weiß.“ Und weiterhin kommt Klaar gleichfalls zu dem Schluß: „Daß es unserem Autor in der Tat geglückt ist, für Gretchen die entscheidenden Grundzüge eines derartigen Modells zu finden.“ Dieses Urteil kann uns nur in der Überzeugung bestärken, daß

Boenigk mit seinem Werke der Goetheforschung einen neuen, bisher noch unbegangenen Weg erschlossen hat, der weite und schöne Aussichten eröffnet. Freuen wir uns daher mit dem Verfasser des „Urbildes von Gretchen“ über dieses weittragende Ergebnis, der frohlockend an den Schluß seines Werkes die Worte setzen darf: „Wir Deutschen können stolz darauf sein, daß die köstliche Frauengestalt, die ein gottbegnadeter Dichter uns so wundervoll schildert, einst in derselben edlen Einfachheit und stillen Größe als ein Kind unseres Volkes wirklich gelebt hat.“

Mondschein.

Silbern flutet Mondenschimmer
Durch die frostverwehten Gassen,
Die ich einsam fürbass schreite.

Wie vom Rauhref überglühert,
Ruhet Haus an Haus geschmieget. —
Doch ich bin nicht mehr alleine,
Denn des Städtleins sogenannter
Kampenzünder-Obermeister

Nacht mit amts-gewalt'gen Schritten,
Seinen Pflichten zu genügen
Und das Lichtwerk auszulöschen:
„Es steht doch Mondschein im Kalender.“

Und ich ziehe müden Schrittes
Einsam weiter, leise summend:
„Es steht ja Mondschein im Kalender.“

Hans Gäßgen, Wiesbaden.

Rupert und Emma.

Eine Geschichte von Kindern und Toren.

Von Hedwig Rebmann.

(Nachdruck verboten.)

Seit einem Jahr etwa dachte Rupert ein wenig hochmütig über seine Freundin Emma. Sie war allzu unscheinbar im Vergleich zu den schönen, stolzen Frauen, von denen er zu träumen begonnen hatte. Ihnen wallte das Haar blond und seidig über die Hüften. Sie hatten himmelblaue Gewänder an und ritten auf weißen Pferden durch hellgrüne Buchenwälder oder schritten durch königliche Hallen, und schlanke, braunge-lockte Knaben trugen ihre Schleppen.

Emma aber war nur ein Schulmädchen. Sie hatte ihr schwärzliches, störrisches Haar zu einem Zopf geflochten. Ihr Mund war breit und ihre Nase kurz und dorb. Rupert fand sie häßlich. Er war zu jung, die Seele zu sehen, die in Emmas schönen, grünlichen Augen dümmerte und heimlich an ihrem Gesicht und ihren langen, schlankernden Gliedmaßen feilte und fornte.

Aber Emma hatte-Eigenschaften, die Ruperts Jungenhochmut bändigten: sie war ein ausgezeichnete Spielkamerad, sie sang und geigte nach seiner Meinung wunderschön, und er fand bei ihr Verständnis für allerlei, was seinen Altersgenossen gleichgültig war. Ihr erzählte er Geschichten, deren Ursprung nur er kannte, und sie las es ihm aus den Augen, wenn er mit einem Gedicht von seinen einsamen Streifereien heimgekommen war.

Die Kinder fühlten instinktiv die gegenseitige Bereicherung ihres Wesens und ermöglichten auf Schleichwegen einen Verkehr, den Emmas Schwägerin, die Mutterstelle bei ihr vertrat, seit einiger Zeit streng verbot.

An einem stillen, heißen Spätsommernachmittag war Ruperts Herz wieder einmal zum Überfließen voll. Er hatte seine Freundin tagelang nicht gesehen. Ob Emma wohl im Garten war? Erspähen konnte er sie nicht. Sie mochte mit irgend einem Handarbeitsstam in der Laube sitzen. Er pflückte eines der sommerdunklen Gliederblätter, legte es an die Lippen und blies darauf das Zeichen: c-e-g-c.

Bald darauf schlüpfte Emmas lange, schwächliche Gestalt wie eine große Eidechse durch die Öffnung, die Rupert zu diesem Zweck in die Weißdornhecke gemacht hatte. Er reichte ihr die Hand zum Aufstehen.

„Auguste macht Besuche,“ sagte das Mädchen und strich sich Haar und Kleid glatt. „Eine Stunde bleibt sie mindestens. Sie läßt mich jetzt immer häßeln. Ein Knäuel hab' ich schon, die ganze Stadt könnte man damit beglücken.“

„Und ich bin grad von meinem Mathematikpensum los,“ erwiderte Rupert mit einer Stimme, in der noch die Erlösungsfreude zitterte.

„Irgendwas zu spielen, ist es aber zu heiß,“ sagte Emma und schlenkerte Federball und Schlagnetz auf den Rasen.

„Sich ein bißchen zu räkeln ist auch schön.“ Rupert warf sich ins Gras.

Emma setzte sich zu ihm und schnipselte mit ihrer Stickschere faul in den Halmen umher. — „Hast Du schon einmal so recht lange in den Himmel gesehen?“ fragte der Junge. „Zulezt ist es, als ob man schwebt.“

„Nein,“ sagte Emma schnippisch. „So etwas Schönes werdet wohl nur ihr Herren Dichter sehen. Aber probieren kann ich es ja mal.“

Sie streckte sich neben Rupert nieder und starrte ins Blaue empor. So lagen sie eine ganze Weile.

„Du hast recht,“ sagte das Mädchen dann feierlich. „Zulezt ist man wie oben im Himmel.“ — „Ob wohl alle Menschen so sehen können?“ fragte sie nach einer Pause. „Ob wohl Auguste auch so schwebt?! Stelle Dir einmal Augusten schwebend vor!“ fügte sie mit Backfischbosheit hinzu. „Denk nur einmal, mit ihrer langen Nase und den dünnen Armen!“

„Verdirb mir doch die Stimmung nicht mit Deinen Witzen! Ihr Mädchen müßt immer boshaft sein, wenn ihr jemand nicht leiden könnt,“ knurrte Rupert.

Emma stützte sich auf ihren Ellenbogen und sah den Freund aufmerksam an. „Du hast gewiß wieder etwas gedichtet, daß Du so ein dummes Gesicht machst!“

Rupert schwieg. Noch war sein Schweigen Eitelkeit, die gebeten sein will, nicht die Scheu des Jünglings, in seinem Geschöpf seines Wesens Tiefen zu offenbaren. Noch war, was in ihm nach Ausdruck rang, Unempfundenes. Das Eigene keimte ihm unbewußt, in seiner Seele Grund. —

„Mir kannst Du es doch sagen. Ich lache doch nicht wie die Jungens, die hochmütig tun, weil sie nichts davon verstehen.“

„Na, dann paß auf,“ sagte Rupert glücklich. Das Gedicht brannte ihm förmlich auf seinem vierzehnjährigen Herzen.

Wohl auf der grünen Heide
Lehnt ich an meinem Stab,
Da stand eine schöne Blume,
Stand eine rote Blume
Auf einem Heldengrab.

„Ei“, dacht' ich, „meine Liebste
Trägt ein vielgrünes Kleid,
Wie stünde so schön die Blume,
Stünde die rote Blume
In ihrem grünen Kleid.“

Als ich sie wollte brechen
Vom grünen Heideband,
Da fiel eine helle Träne,
Fiel eine kühle Träne
Herab auf meine Hand.

„Na höre mal, Rupert,“ sagte Emma aus tiefer Verwunderung heraus, „Du stunkerst aber doch furchtbar!“

„Wen Du so spießerlich bist,“ rief Rupert gekränkt und hochfahrend, „dann hätte ich das Gedicht ja auch einem von „An der Mauer“ vortragen können.“

„Sei doch nicht gleich so böse! Früher waren es immer Ritter und Helden und so. Und nun mit einem Male bist Du es. Das soll einen nicht wundern. Und daß Du eine Liebste haben sollst ...“

„Das ist natürlich nur Phantasie. Es ist beinahe immer nur Phantasie, wenn die Dichter von ihren Geliebten singen. So schöne Mädchen gibt es ja gar nicht. Das weiß jeder, nur Du nicht.“

Rupert war schwer enttäuscht.

„Sei doch nicht so traurig. Das Gedicht ist sehr schön. Wie Du das nur so machen kannst mit den Reimen und daß alles so stimmt.“

„Imponiert Dir weiter nichts daran, Du Gans?“

„I, natürlich, Rupert, es gefällt mir überhaupt: Da fiel eine helle Träne, fiel eine kühle Träne ... Du, das müßte man doch singen können,“ fuhr sie plötzlich erleuchtet auf. „Sag's noch einmal!“

Rupert wiederholte gnädig die erste Strophe, und Emma sang sie, langsam, Vers um Vers, in einer improvisierten, kindlichen Melodie, die Rupert leise mitpiff. Dann waren beide in ihrer Schöpferfreude still, und bald sanken ihnen die Lider.

Da störte das Kreischen einer mistönigen Stimme sie aus ihrem leisen Schlaf. Ihre Köpfe flogen herum, in die Richtung des Schalles. Zwei böse Augen funkelten über die Hecke hinweg nach ihnen hin. Wie vom Schlangen-

blick hypnotisiert, blieben sie liegen. Frau Seeger, Emmas Schwägerin! „Meint ihr, ich habe das Loch in der Hecke nicht gesehen?“ zeterte sie und drängte sich im Nu durch die an dieser Stelle nur dürftige, grüne Einfriedung. Ihre langen, dünnen Hände auf den Hüften, stand sie vor den Kindern, die sich aufgerichtet hatten und eingedenk des Verbots, nicht mehr zusammen zu spielen, etwas verdutzt und schuldbewußt dreinschauten. „Endlich hab' ich euch erwischt, ihr gottvergessenes Gesindel! Ein Tête-à-tête am heilichsten Tage!“

Am Zaun, der den Garten nach dem Mauerweg hin abschloß, blieb jemand stehen. Schlosser Funke guckte grinsend herüber. Rupert sprang auf. Funke war der Vater seines Todfeindes. Gestern erst hatte er einen Faustkampf mit dem zu bestehen gehabt. „Der Garten gehört uns, Frau Seeger! Sie haben nicht das Recht, hier einzubrechen und zu schimpfen,“ rief er hochmütig.

„Nein, natürlich nicht. Es wäre bequemer, wenn die andern auf der Welt blind wären.“

„Oder eins mit dem Verdammungshammer auf den Kopf gekriegt hätten, nicht, Frau Seegern?“

Zu Funke gesellten sich noch einige Bewohner der „Mauerkäuser“, und alle sahen sie frech und neugierig auf die Kinder. Frau Seeger, die sehr hochmütig war, kniff wütend die Lippen über Funkes Ansprache zusammen und wollte die weinende Emma am Arm zur Pforte ziehen.

„So ist's recht, Frau Seegern, man immer raus, aus'm Garten Eden!“

Rupert trat zu den beiden Schwägerinnen. „Ich erlaube nicht, daß Sie mit Emma so umgehen,“ rief er empört.

„Wie er seine Liebe beschützt!“ kam es höhrend von draußen her.

Rupert wollte sich eben in einen wahrscheinlich unfruchtbaren Kampf mit den Zaungästen stürzen, als eine sanfte, feine Stimme seinen Namen rief. „Mutter!“ jauchzte er einer schwächlichen, noch jungen Brünnette entgegen.

„Bitte, Frau Nachbarin!“ sagte Frau Doktor Hillemer. Die Kinder hieß sie vorauf gehen.

Als der Zaun weit genug hinter ihnen lag, bat sie Frau Seeger, zu berichten. Ihre schönen, grauen Augen wurden immer dunkler. Ein heiliger Jörn brante in ihnen. „Sie sind sehr unverständlich gewesen, Frau Nachbarin, verzeihen Sie meine Offenheit. Aber die,“ sie deutete auf die Kinder, „sind zum Glück gefeit. Die kenne ich. — Hören Sie?“

Rupert stand eben still und piff Emmas Melodie. „Ist's richtig so?“ fragte er.

„Der Schluß ist ein bißchen anders,“ sagte das Mädchen, während sie die Tränen wegwischte. Aber er ist schöner als der meinige. Er kann so bleiben.“

Susi

Humoristische Skizze von Clara Schelper.

(Nachdruck verboten.)

„Er — — flucht!“ sagte Herr Meyer — und nicht etwa diskret mit schelmischen Pünktchen, sondern urdeutlich mit sämtlichen Buchstaben, und dann nahm er den großen Packen, den der Postbote soeben herbeigeschleppt hatte, um ihn in die äußerste Ecke seines bürgerlich behaglich eingerichteten Herrenzimmers zu schleudern. Als er so seine Wut äußerlich betätigt hatte, atmete er auf, schimpfte noch ein paar heftige Worte und wollte soeben ein wenig ruhiger werden, als seine Frau in das Zimmer trat.

Diese Frau war sehr groß, sehr herablassend, sehr umfangreich und sehr ruhig, so ruhig, daß ihre auch nach außen hin zur Schau getragene Temperamentlosigkeit auf das heftig erregte Gemüt ihres Mannes, wie das rote Tuch auf ein gewisses beestacklieferndes Tier wirkte.

„Friedrich-Franz, welch ein Lärm!“ sagte sie mit schöner Sanftmut in der Stimme, als sie näher trat, — aber das war für Herrn Meyers durch Ärger angegriffene Nerven entschieden schon zu viel.

„Lärm!“ höhnte er. „Würdest Du vielleicht keinen „Lärm“ machen, Du Tugendreiche, wenn man Dir Dein neuestes Drama mit so einem lumpigen gedruckten Zettel zurückschicken würde?“ Und dabei fuchtelte der aufge-regte Herr mit einem großen weißen Bogen vor Frau Meyers Gesicht umher.

„Ich schreibe keine Dramen“, wehrte sich seine gewichtige Gattin mit leidender Miene.

„Nein, das tust Du nicht!“, schrie er, „aber wenn Du es tatest, he?“

„Ich täte es nicht“, erwiderte sie milde.

Herr Meyer hatte Lust, aus der Haut zu fahren und sich daneben zu setzen, aber es schien nicht recht zu glücken, darum begnügte er sich mit ein paar wilden Verrenkungen, warf die Arme gen Himmel, schlug sich auf die Kniee und warf mit seinen Beinen um sich.

Endlich beruhigte er sich.

„Du tätest es nicht!! Bon punktum! Aber ich habe es getan und nun schickt man es mir zurück.“

„Das hat Dir Doktor Kleinert doch vorhergesagt, nachdem Du es uns vorgelesen hast, Friedrich-Franz.“

Doktor Kleinert war der Chefredakteur der Tageszeitung, aber Herr Meyer behauptete soeben hochrot: „Doktor Kleinert ist ein Ros.“

Da seine Frau jedoch nur schweigend die Achseln zuckte, rief er entrüstet: „Jawohl, meine liebe Gertrud, das ist er! Von Kunst hat er keine Ahnung, keine blasse Ahnung! — Aber daß ein strebender, schaffender Künstler jemals Verständnis bei seinem Weibe findet, ist ja ausgeschlossen.“

„Ja, das findet er bedeutend besser bei den Choristinnen und Soubretten der Monatsoper“, schob sie gelassen ein.

„Also auch das mißgönnt Du mir! diese kleinen unschuldigen Anregungen!“ rief er mit schmerzlichem Pathos aus. „Elende Eiferfuchteleien tischst Du mir hier auf, wo ich mich bemühe, den tiefsten Schmerz meines Lebens männlich zu überwinden.“

„Diesen tiefen Schmerz müßtest Du doch eigentlich schon gewöhnt sein“, entgegnete Frau Gertrud beharrlich, „mit tödlicher Sicherheit wiederholt er sich doch zum mindesten alle Jahre!“

Die Unterredung hätte sich sicher noch zu einer ehelichen Szene zugespitzt, wenn in dem Moment nicht die dreizehnjährige Susi, das einzige Kind dieser „Künstler-ehe“, eingetreten wäre und hellläutig und hellhörig die beiden streitenden Parteien betrachtet hätte.

So jedoch bemühte sich Herr Friedrich-Franz Meyer nicht vergeblich um Fassung und Ruhe, er zog seine Tochter von der Lehne seines Klubsessels herab, auf der sie nervenanregend zu kippeln begonnen hatte, und sprach, um auch diesem jungen Ding zu imponieren, mit hochdramatischem Tonfall:

„Um Dir nun endlich einmal meine Künstlerschaft zu beweisen, werde ich morgen mein Manuskript unserem fürstlichen Hoftheater in der Residenz übersenden, und wenn der dortige Intendant es zur Uraufführung annimmt, dann wirst Du vielleicht auch einmal an das Talent Deines Mannes glauben! Nicht wahr, meine teuerste Gertrud?“

„Dann ja“, antwortete die große Frau langsam, „aber“, fuhr sie mit warnender Stimme fort — „ich täte es nicht, lieber Friedrich-Franz.“

„Aber ich täte es doch!“ sagte er mit schöner Würde im Ton, und er verließ, von neuen Hoffnungen geschwellt, das Haus.

Und indes Herr Meyer in seinem Büro saß und über trockenen Zahlenreihen sogar seine Kunst vergaß, versuchte Frau Gertrud, sich auf der Chaiselongue von der Anstrengung dieser ehelichen Unterredung zu erholen. Susi aber hatte mit dem in ihrem schönen Alter berüchtigten

Spürsinn bald das Manuskript entdeckt und verschaffte sich einen sehr genüßreichen Nachmittag durch dessen Lektüre — sie bewunderte ihren genialen Vater restlos, er wußte nicht einmal, welch glühende Bewunderin ihm in seinem Haus heranwuchs.

Als Herr Meyer aus seinem Büro nach Hause kam, fiel ihm das Gespräch mit seiner Frau wieder ein, und er begann so langsam wieder vor Entrüstung zu kochen, wie er an ihre kaltherzige Abwehr dachte. Aber er wollte es allen beweisen! Einmal mußte er doch Glück haben, einmal mußte er doch triumphieren über den Unverstand seiner Umgebung und nicht morgen, nein, heute noch wollte er das Manuskript absenden.

Noch behebend von diesem gewaltigen Entschluß, schrieb er seinen Begleitbrief, holte sein Manuskript reumütig aus der Ecke, in die er es im ersten Horn geschleudert und in die Fräulein Susi es scheinheilig wieder verstaubt hatte, verpackte es und wanderte siegesgewiß damit zur Post.

Doch drei lange Monde verstrichen, ohne daß man auf Herrn Meyers stets energischer werdende Bitten um Nachricht auch nur geantwortet hätte, und als es dem ehrgeizigen Literaten ganz klar geworden war, daß es mit dem Triumph über seine Frau und dem alles besserwissendem Doktor Kleinert wieder mal nichts werden würde — da erst erhielt er den ersten Brief aus der Theaterkanzlei des fürstlichen Hoftheaters.

Trüber Ahnung voll, erbrach er das purpurrote Siegel und entfaltete das Schreiben, doch dann brach ein Schrei wilden Jubels und Triumphes über seine Lippen. „Gertrud!“ schrie er, und als die würdige Dame mit ungewohnter Geschwindigkeit angesaust kam, stieß er keuchend vor Wonne hervor: „Da! — lies!! — da!!“ und hielt ihr den großen weißen Bogen entgegen — zur Uraufführung angenommen. — „Was sagst Du nun?“

Frau Gertrud sagte gar nichts. Sie las und ein ungläubiges Staunen prägte sich in ihrem Gesicht aus — doch plötzlich las sie eine Stelle laut vor: „Was uns wirklich außerordentlich imponiert, ist die prägnante Kürze Ihres Dramas.“

„Kürze“, wiederholte sie betroffen — „mein Gott, Friedrich-Franz, Dein Stück ist doch fünf Akte lang —“

„Und trotzdem! siehst Du, und trotzdem!! jawohl!“ nickte er begeistert und rieb sich die Hände.

Frau Gertrud Meyer schüttelte den Kopf und las weiter — „und wenn es Ihnen gelingt, den Übergang von dem ersten zum letzten Akt etwas weniger schroff überzuleiten — jetzt macht die Sache noch einen etwas abgehackten und gewaltsamen Eindruck — so werden wir uns freuen, Ihnen demnächst den zur Uraufführung bestimmten Tag mitzuteilen.“

In diesem Augenblick trat Susi zu den Eltern, sie hatte hinter der Tür gelauscht, die die Mutter in der Eile offen gelassen hatte, und gerade, als Frau Gertrud noch etwas fragen wollte, drückte Susi ihrem Vater ein Bündel beschriebener Papiere in die Hand.

Der warf einen Blick darauf, dann rief er entsetzt: „Himmel, das ist ja mein Manuskript, Susi!“, doch die Kleine antwortete mit einem reizenden Lächeln: „Mein Vati, das sind bloß die drei mittelfsten Akte, die hatte ich mir damals zum Lesen geholt.“

